



DANIEL MELLE M

DIE ERFINDUNG  
DES COUNTDOWNS

ROMAN

»Daniel Mellem hat nicht nur einen mitreißenden Roman geschrieben – er hat eine Rakete gezündet!«

*Saša Stanišić*

dtv

Tag ist hoffentlich nicht mehr fern –, dann musst du nicht wieder zurück an die Front, mein Sohn. Stattdessen wirst du Hilfsarzt bei uns im Spital.«

Hermann sank im Sessel zusammen. Hätte Csallner ihn nicht einfach wieder zu seinen Kameraden an die Front schicken können? Der Vater schritt durch die Stube. »Aus dir wird ein Arzt! Sie haben dich beim Heer nicht ohne Grund zum Sanitäter gemacht.« Er schaute triumphierend zur Mutter. »Hermann ist jetzt Sanitätsfeldwebel.« Die Mutter legte die Stricknadeln beiseite und schnäuzte sich.

»Bleibt die Frage, wo du nach dem Krieg Medizin studierst«, sagte der Vater. »Ich war in Wien. Aber auch München hat einen hervorragenden Ruf.« Hermann schwieg. Wie sollte er dem Vater bloß begreiflich machen, dass er nicht vorhatte, Medizin zu studieren? Konnte man dem Vater so etwas überhaupt begreiflich machen? Als Kind hatte Hermann ihn einmal bei einem Selbstgespräch im Garten erwischt. »Warum redest du so viel mit dir selbst?«, hatte er den Vater damals gefragt. Der hatte gelächelt. »Ich rede eben gerne mit gescheitern Menschen.«

Sosehr Hermann sich auch wünschte, die Wunde am Bauch möge nie verheilen: Nach einiger Zeit hörte sie auf zu nässen, ein wenig später verschwand auch das Jucken, dann verlor die Haut ihre rote Färbung und wurde blass – und schließlich blieb nur eine weiße Narbe zurück. Er musste seine Arbeit im Lazarett des Schäßburger Spitals aufnehmen.

Monat für Monat wurden mehr und mehr Verwundete von der Front eingeliefert. Viele Kameraden litten an grauenvollen Verletzungen durch Granatsplitter. Manche waren mit Gasbrand infiziert, ihre verletzte Haut war übersät mit schwarzen Blasen, aus denen faulig stinkendes Sekret austrat. Einige hatten Arme und Beine verloren, einem Patienten fehlte der Unterkiefer. Wenn die Krankenschwestern ihn fütterten, steckten sie ihm den Löffel direkt in die offen liegende Speiseröhre. Hermann musste an den Feldarzt denken, der vor dem Aufbruch in die Karpaten von den modernen Kriegswaffen geschwärmt hatte. Regelrecht human seien die! Die kleinkalibrigen Geschosse würden sauber ins Fleisch eindringen, das bakterizide Metall sei leicht zu entfernen, es würde kaum Wundinfektionen geben. Die neue Technik sei wirklich ein Segen! Der Krieg verliere so seinen Schrecken, man könne ihn künftig beinahe als Sport betreiben! Später war der Feldarzt bei einer Granatenexplosion in Czernowitz gefallen.

Der Krieg begleitete Hermann bis in den Schlaf. Durch seine Träume hallten die Artillerieschüsse und Schmerzensschreie der Kameraden. In einem Traum sah er Adolf, der ausgestreckt in einem staubigen Schützengraben lag, die Augen glasis in den Himmel starrend, neben ihm die zerbeulte Trompete. Hermann schrak schwitzend auf. Er wälzte sich zur Seite und spürte, wie die Hose seines Schlafanzugs nass an den Oberschenkeln

klebte. Er schämte sich fürchterlich. An der Ostfront und in den Alpen vor Italien litten die Kameraden und er lag daheim im warmen Bett und nässte sich ein.

Ein paar Tage darauf rief Doktor Csallner die Hilfsärzte zu sich. Der Spitalkommandant war ein kleiner, glatzköpfiger Mann, der aus seinem schmalen Gesicht immer streng schaute und nie viele Worte verlor. Eine Schwester sei krank geworden, jemand müsse die Speisung des Kieferlosen übernehmen. Hermann meldete sich sofort. Csallner sah ihn zweifelnd an. Er habe doch sonst schon bei den Armamputierten zittrige Hände. Ob er sich wirklich sicher sei?

Hermann nickte fest. »Ich bin mir sicher.«

Csallner rückte sich die Brille zurecht. »Die Speisung ist kein schöner Anblick.«

Hermann schwieg.

»Sie sind ja jetzt schon ganz bleich.«

»Ich habe wohl zu wenig gefrühstückt«, erwiderte Hermann und nahm die Schüssel mit dem Kartoffelbrei entgegen. Auf wackligen Beinen trug er sie zu dem Kieferlosen. Der Mann saß aufrecht in seinem Bett und sah ihn aus halbem Gesicht an. Hermann zog einen Stuhl heran. »Jetzt gibt es etwas zu essen«, erklärte er unsicher. Der Kieferlose gab einen kehligen Laut von sich und legte den Kopf in den Nacken. Der Schlund tat sich auf, Kehlkopf und Luftröhre lagen offen da. Die Speiseröhre war ein fleischiger Stollen, tief unten ein dunkelrotes Loch. Hermann versuchte, sie sich als einen Schlauch vorzustellen, über den man eine Maschine betankte. Es gelang nicht. Er musste den Blick abwenden und rührte den Brei. Der Löffel klackerte auf dem Porzellan. Der Kieferlose gab ein röchelndes Geräusch von sich. Es klang fordernd. Zögerlich füllte Hermann den Löffel. Gierig streckte ihm der Kieferlose den Schlund entgegen. Bläuliche Adern pulsierten im offenen Rachen. Hermann führte den Löffel hinein. Langsam rutschte der Brei die Speiseröhre hinunter. Rasch füllte Hermann den Löffel erneut. Er musste das so schnell wie möglich hinter sich bringen. Der Kieferlose hustete, Brei spritzte aus dem Schlund. Hermann spürte eine Hand auf der Schulter. Der Vater schaute ihn an. »Nicht so eilig.«

Schon bald ließ Hermann sich für den Nachtdienst einteilen. Nachts mussten keine eiternden Wunden versorgt werden, keine Glieder wurden amputiert, der Kieferlose hatte keinen Hunger und vor allem war der Vater nicht da. Nur gelegentlich verlangten Patienten nach einem Glas Wasser oder mussten auf die Toilette gebracht werden.

Viele Stunden stand Hermann allein am Fenster und starrte nach draußen in die Dunkelheit. Der Krieg beherrschte seine Gedanken. Nichts schien voranzugehen, ein endloser Stellungskrieg schien es zu werden, ohne dass die Mittelmächte oder die Entente einen Vorteil erringen konnten. In den Schützengräben stapelten sich die Leichen, viele Soldaten würden ihre Heimat niemals wiedersehen. Und Adolf?

Es bedrückte Hermann, dass immer seltener Post von seinem Bruder kam. Auch erzählte Adolf in seinen Briefen kaum noch von sich selbst und schrieb nur von seiner Truppe, die den Schrecken an der Front in Norditalien gemeinsam erlebte. Östlich des Isonzo kämpfte sie gegen die Offensiven der Italiener. Sie harrten aus in den Gräben und Kavernen der Gebirgshänge, lagen unter Artilleriefeuer, überall Leichengestank, sie litten Hunger und Durst, fürchteten den Tod. Bald verschwand aus Adolfs Briefen auch die Truppe und es blieb nur ein »man«: Man hört die Donnerschläge der Feldkanonen, das Knattern der Gewehre, das Geschrei der Kameraden. Man sieht die Feuerbrunst über den Schutthaufen, die Blitze der Explosionen, man riecht das Schwarzpulver und den süßlichen Verwesungsgeruch, man spürt das Zittern des Berges, man fühlt die Erschütterung.

Die Beschreibungen wurden mit jedem Brief kürzer und bald stand darin kaum mehr als der Ort, von wo aus sein Bruder ihnen geschrieben hatte. Der Krieg musste schnell vorübergehen, bevor Adolf vollends verstummte.

Früher hatte Hermann nur in der Kirche gebetet, weil der Gottesdienst das eben so vorschrieb, aber nun am Fenster überkam es ihn manchmal und er faltete stumm die Hände, in der Hoffnung, es möge seinem Bruder helfen. Doch er wollte nicht nur hoffen, er wollte selbst etwas tun. Und er hatte auch schon eine Idee.

Seine Rakete konnte nicht nur in den Weltraum fliegen. Sie konnte auch einen Krieg entscheiden. Sie konnte Frontlinien, Schützengräben und Schlachtfelder überflüssig machen. In wenigen Minuten konnte sie von Österreich nach Italien gelangen, von Deutschland nach Frankreich – keine Möglichkeit, sie aufzuhalten. Sie konnte Rüstungsanlagen angreifen und feindliche Anführer bedrohen – Leute, die entschieden, den Krieg zu führen, ihn aber selbst nie erleben mussten. Was würde der Entente übrigbleiben, als die Kapitulation zu erklären? Soldaten, die jetzt noch hungernd an der Front ausharrten, würden heimkehren. Adolf würde heimkehren.

Die kommenden Monate saß Hermann während des Nachtdienstes im Büro seines Vaters und arbeitete an der Rakete. Viel schneller als zu Schulzeiten kam er voran. Er musste nicht, wie damals noch im Ruderboot, die Flächen unter Funktionenkurven in Raster teilen und die vielen kleinen Rechtecke für ein grobes Ergebnis aufsummieren. Die Infinitesimalrechnung half ihm, Integrale und Differentiale innerhalb weniger Minuten exakt zu lösen.

Er fühlte einen kindlichen Stolz, am liebsten wäre er zur Mutter gegangen und hätte ihr wie früher davon erzählt. Doch so sehr er sich auch danach sehnte, es wäre vergeblich gewesen. Sie hätte geistesabwesend in die Ferne geschaut und stumm genickt, so als habe

man ihr eine Tasse Tee angeboten. Oder sie wäre wütend geworden und hätte, ganz den Vater im Sinn, geschimpft, er solle von diesen Fantastereien die Finger lassen.

Und zum Vater konnte er erst recht nicht gehen. Er musste an einen Streit denken zwischen Großvater Friedrich und dem Vater, von dem ihm die Mutter einmal erzählt hatte. Da hatte der Großvater auf einem Weihnachtsfest verkündet, in der Medizin sei die Zeit der Messer und der Scheren bald vorbei. Der Vater hatte den Kopf geneigt und seine Gans geschnitten. Was er dazu meine, hatte der Großvater ihn gefragt.

Er habe da seine Zweifel, hatte der Vater heiser erwidert.

Der Großvater war aufgesprungen. Wie könne man da Zweifel haben!

Der Vater schaute auf seinen Teller. Im Körper würden schlimme Dinge passieren, erklärte er. Da bleibe einem Arzt nichts anderes übrig, als sie herauszuschneiden.

Jesus Christus, rief der Großvater. So könne nur ein Chirurg sprechen. Ob der Vater denn auch glaube, die Gans auf dem Tisch sei mit Pfeil und Bogen geschossen worden?

Das glaube er nicht, sagte der Vater.

Oder ob er glaube, in den neuartigen Glühbirnen lodere ein Feuer?

Auch das schließe er aus.

Man könne es also sehen: Überall in der Welt gehe der Fortschritt voran. Nur in der Medizin werde man auch zukünftig bei den primitivsten Werkzeugen bleiben? Das könne man doch nicht ernsthaft behaupten!

Das behaupte er auch nicht, erwiderte der Vater. Er habe bloß Zweifel, dass man ganz auf sie verzichten könne.

Der Großvater warf die Hände in die Luft. Ob der Vater wirklich so fantasielos sei? Ob er sich nicht vorstellen könne, dass Pillen und Tränke bald Scheren und Messer ersetzen würden?

Der Vater kaute.

Ob er das ganz und gar ausschließen könne?

Ausschließen könne er natürlich nichts, sagte der Vater.

Na also! Der Großvater klatschte in die Hände. Habe man das also geklärt. Er setzte sich wieder an den Tisch und nahm ein weiteres Stück vom Gänsebraten. Und der Vater schwieg.

Der Krieg zog sich hin. Die Westfront in Frankreich und Belgien war wie erstarrt und am Isonzo folgte Schlacht auf Schlacht. Von Millionen Toten war die Rede, und selbst das kleine Schäßburg hatte nach dem dritten Kriegsjahr schon Dutzende von Toten zu beklagen. Das Lazarett war mittlerweile so überfüllt, dass Betten auf den Fluren aufgestellt werden mussten.

Im Herbst kehrte Hermanns Kamerad Alfred von der Ostfront heim, ein Granatsplitter hatte ihm den Oberschenkel zerfetzt. Als er das Spital nach vielen Wochen endlich verlassen konnte, lud er Hermann auf ein Bier im Burenwirtshaus ein. In einem Anfall gedankenloser Höflichkeit sagte Hermann zu. Bald schon bereute er das zutiefst. Seit Jahren war er nicht mehr in dem Wirtshaus gewesen, allein der Gedanke an das Gebrüll, Gedränge und den Gestank verursachte ihm Übelkeit.

So zögerte er am Abend ihrer Verabredung seinen Aufbruch immer wieder hinaus. Er half den verwunderten Schwestern beim Waschen der Arztkittel, er stellte allen Patienten ein Glas Wasser ans Bett, er reparierte im Operationssaal eine elektrische Lampe, die seit einer Weile flackerte. Irgendwann aber fiel ihm nichts mehr ein, was er noch hätte erledigen können, und so zwang er sich loszugehen.

Der Winter war hereingebrochen und der Schnee war tief. Es dauerte, bis er am Burenwirtshaus in der Altstadt ankam. Die Musik der Tanzkapelle drang dumpf nach draußen und er fühlte einen Stich. Spielte jemand an Adolfs Stelle auf der Trompete? Er atmete einmal durch, dann zog er an der Klinke. Die Tür war verschlossen. Er schaute auf seine Taschenuhr, die der Vater ihm zum Abitur geschenkt hatte: Über eine halbe Stunde war er zu spät. Er klopfte und wartete. Nichts passierte. Wenn ihm niemand öffnete, dann musste er wohl wieder heimgehen. Es war nicht seine Schuld, wenn sein Kamerad vergeblich auf ihn wartete.

Hermann stieg die Stufen vom Eingang gerade wieder hinunter, als er plötzlich ein Rufen hörte. Er sah sich um. Von der alten Eiche her kam ihm ein Fräulein im Trachtenkleid entgegen. Die blonden Haare waren zu Zöpfen geflochten, sie pendelten hin und her. Vor ein paar Tagen erst hatte Hermann das Fräulein im Spital gesehen. Da hatte sie für Ärger gesorgt. Sie hatte einen kleinen Jungen hereingetragen, der sich heulend das Bein gehalten hatte. Das Fräulein hatte erzählt, sie habe ihn auf der zugefrorenen Kokel gefunden. Er sei beim Schlittschuhlaufen gestürzt und habe schlimme Schmerzen am Knöchel, vermutlich sei er gebrochen. Sofort wurde ein Arzt herbeigerufen. Schnell stellte sich jedoch heraus, dass der Knöchel ganz und gar unversehrt war, gebrochen war nur ein kleiner Finger. Der Arzt schiente und bandagierte den Finger und schimpfte über die dreiste Lüge. Das Fräulein zuckte mit den Schultern. Der Knöchel habe eben auch wehgetan. Der Arzt machte eine wegwerfende Handbewegung. Das habe sie sich doch nur ausgedacht, den Ärzten fehle für kleine Finger im Moment wirklich die Zeit. Das Fräulein hatte gelächelt. »Offensichtlich ja nicht«, hatte sie gesagt und war mit dem Jungen gegangen.

Nun stand sie Hermann gegenüber. Er konnte ihr die Unverschämtheit ansehen, wie sie die Lippen kräuselte und spöttisch die feinen Brauen hob. Er entschied, dass es besser war weiterzugehen. Sie fasste ihn am Arm. »Wollen Sie gar nicht zu der Feier?«